



Kriegsunterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“.



Nummer 29.

Montag, den 12. Juli 1915.

Erscheint jeden Montag.

Antoinetta.

Novella von Walter Nissen.

(Nachdruck verboten.)

Man kann sagen, daß bereits am Tage nach der Hochzeit die Sachen anders zu werden begannen. Francesco war, der, wie die meisten neapolitanischen Omniduisfahrer, ein helles Temperament besaß, und dem infolgedessen eine Sache sofort langweilig wurde, sobald er sie erreicht hatte, sagte sich: „Nun, was ist's? Ich bin der reichhaltige Ehemann der schönen blonden Antoinetta, und jetzt ist ich, kann ich notwendig weiter nichts tun, als mich hinsetzen und Kinder aufziehen.“ Und sein Verdruß stieg, als Antoinettas Benehmen ihm gegenüber sich immer mehr änderte. Sie, das fühlte, abweisende Geschöpf, das zu erobert ihm die größten Schwierigkeiten gemacht hatte, war nach der Hochzeit plötzlich von einer herzlichen Liebe zu ihm erfüllt worden. Während er früher um einen Blick von ihr betteln, einen Händedruck oder Kuß von ihr mit lauerer Mühe sich verdienen mußte, hing Antoinetta jetzt, sobald sich der geringste Vorwand bot, an seinem Halbe. Kam er nach Hause — Schupp floß sie ihm entgegen und wies sich an seine Brust, so daß er beim besten Willen nichts weiter tun konnte, als seine Hände segnend auf ihr Haupt zu legen, wobei er sich dann vorant wie ein Millionär.

Eine Zeitlang sah er sich das mit an, aus einer gewissen Neugier, wie lange es dauern würde. Dann, als es eben einfach dauerte, wurde er nervös und fluchte innerlich, daß die herbe Antoinetta ein solches Süßmaul gemorden sei und ihn also quasi hineingelegt hatte. Er liebte sie wie vorher, gewiß, aber seine Liebe mußte etwas zu tun haben, mußte arbeiten können, sich regen, lebendig sein, wollte nicht bloß so, daß, in Kelerre dahinsiehe.

An einem dienstfreien Sonntagmorgen erwachte er, und als er sich gerade langsam zu erinnern begann, wo er sei, wie er heiße und wo gerade die Lebensstare lände, fühlte er sich von Antoinettas schönen Armen bereits umschlungen.

„Namine!“ Er stieß ihre Schulter unwillkürlich heftig zurück.

„Bravo!“ sagte er sofort zurück zu sich selbst, als er Antoinettas aufgereizte Schwedungen sah, „das war eine sehr gute Idee von mir; das wird sie sich doch wahrscheinlich nicht gefallen lassen.“ Sehr interessant.

Antoinetta sah ihn traurig an und immer trauriger, dann traten ihr die Tränen in die Augen und ihr Mund zuckte.

„Gut“, dachte Francesco, „nun kommt es ganz darauf an, wie's weiter geht.“

Es geschah, daß Antoinetta an seinem Bett niederkniete und ihm die Hände küßte.

Das fand Francesco so empörend, so verächtlich, so — man kann gar nicht sagen, wie langweilig, daß der Haß in ihm aufstiege. Er haßte Antoinetta, weil sie ihn systematisch und mit aller Gewalt verhärtete, weil sie ihn liebte.

„Du bist kein Weib“, sagte er während, „du bist ein Kopftüffel oder so etwas, du bist irgend eine sehr weiche Masse, und ich kann das nicht mehr aushalten!“

„Francesco“, flüsterte Antoinetta fassungslos, „Francesco!“

Francesco wartete einen Augenblick und bemerkte dann: „Das ist allenfalls der Anfang von einem Satz — kein Mensch kann wissen, was kommen soll.“

Antoinetta ging still zur Tür hinaus.

Von da ab änderten sich die Sachen zum zweiten Male und begannen jetzt, sich auf einen anderen, viel ernsteren Ton zu stimmen.

Man kennt Maddalena Maglia, die an der Via Salvatore Rosa in einem Torbogen sitzt und Frauen friert. Francesco, der seit Jahren viermal am Tage mit seinem Omnibus bei ihr vorüber kam, hatte vor längerer Zeit ihre Bekanntschaft gemacht und sogar dadurch Antoinetta kennen gelernt, die eine enge Freundin von ihr war. Antoinetta hatte ihn bedeutend besser gekannt, denn bei der Maglia brauchte man nur zuzulangen und man hatte, bereits, was man wollte. Diese Maddalena, welche ihn natürlich längst nicht mehr grüßte und kannte und auch alle Beziehungen zu Antoinetta abgebrochen hatte, näherte sich Francesco jetzt wieder. Maddalena, eine sehr hübsche schwarze Person, fast fünfzig Jahre alt und spöttlich, hatte aber im Grunde die größte Freude, daß ihr das Schicksal zu vergönnen schien, diese Ehe zu führen. Francesco merkte das ganz gut, es war ihm aber egal, denn ihm lag bloß daran, daß Antoinetta von der Sache erfähre.

Das blieb nicht so. Antoinetta mußte schon nach kurzer Zeit alles, und da sie den ganzen langen Tag allein war, fand sie Zeit, in der Küche hundertlang weinend zur Maddalena zu gehen und ihr ins Gesicht zu sehen, ihr einen Kuß zu geben. Die Maddalena blühte ganz und ging zum Markt und sagte nichts. Doch ihre Augen sagten, ein Weib solle sich nicht empören. Und Antoinetta kämpfte ihre grenzenlose Verzweiflung nieder und dachte: er muß ja zu mir zurückkommen, denn ich liebe ihn doch zu sehr, daß ich nur leben kann, wo er ist, und daß er ein Mörder wäre, wenn er nicht mehr zu mir zurückkäme.

Sie wollte warten. Und sie wartete ernst, demütig und still, zwang sich sogar zur Selbsterleuchtung, obgleich ihr das täglich schwerer fiel.

Inzwischen war Francesco hauptsächlich von dem einen Gedanken erfüllt, Antoinetta seine Verachtung zu setzen. Er fühlte sich von dieser hündischen Liebe wie von einem Gummituch eingezogen, das immer nachgab und nie sich, irgend Widerstand entgegensezte und dennoch unentrinnbar festhielt. Er fragte sich, Antoinetta sei schließlich keine Selbstige, sondern ein Weib, ein Weib, und müsse auf die eine oder andere Weise zum Aufgeben gebracht werden können. Er nahm sich nicht mehr die Mühe, einen Vorwand zu suchen, wenn er abends allein ausging oder überhaupt nicht nach Hause kam.

Antoinetta betete zur Maddalena und bat sie, den Haß und Neid, der gegen die Rivalkin in ihrem Herzen zu wachsen begann, zu läsen, ehe er größer würde. Und den Stolz von ihr zu nehmen und das Ehrgefühl, damit sie sich nicht etwa einmal vergäbe, und so den Francesco ganz und gar verlore. Die Maddalena sagte nicht ja und nicht nein, und Antoinetta schief nie mehr in der Nacht und kämpfte wie eine Heldin gegen alle dunklen und bösen Regungen ihres Blutes.

Einmal, als Francesco Sonntagmorgen wieder allein ausgehen wollte, den Hut schief in die Stirn gedrückt, eine rote Kelle im Knopfloch und schon wie ein Gott, fiel sie plötzlich in ein nervöses Schludern, in eine Art Weintramp.

„Was hält du?“ fragte er, als es zu Ende war.

„Wohin gehst du?“

„Zum Markt nach Fiorigrotta. Warum?“

„Mit wem?“

„Mit Maddalena Maglia.“

„Liebt du Maddalena?“

„Ja.“

„Wirst du frei von mir sein, Francesco?“

„Sehr gern.“

„Du bist frei. Wenn du nach Hause kommst, finde ich dich nicht mehr hier.“

„Wird mich freuen. Aber sag' mal, warum läßt du dir denn das alles von mir gefallen?“

„Weil ich dich liebe.“

„Das ist wohl die neueste Mode, die man in der Liebe trägt — was? Eine blödsinnige dumme Mode, kann ich dir nur sagen!“

Francesco ging lächelnd fort und schimpfte während der Fahrt hin. Maddalena Maglia wurde ihm nachgerade lästig, denn sie war ihm stets gleichgültig geblieben. Aber er war doch wenigstens ein Weib. Gierig wie eine junge Kage, eitel wie eine Prinzessin, kokett wie eine Straßendirne, falsch wie ein Kassenjunge, eine Vignerin und eine Heuchlerin, kurzum ein Weib! Man mußte sie bewachen wie ein Goldstück; warnte man den Rücken, so war sie ganz selbstverständlich nicht mehr da. Jeden Augenblick hatte man ihre wegen Kaufmännin, kam in Lebensgefahr, schlug sich, zante sich, lächelte — lebte, lebte! Anders als bei Antoinetta, bei der man sicher war, stupid, sicher und ungefährlich wie im Gasthaus zum ewigen Frieden. Man wird ja zum Ketten, wenn man sich vor nichts mehr in acht zu nehmen braucht, wenn nichts mehr zu wagen ist und auf dem Spiele steht!

Antoinetta packte wirklich die Sachen und verließ das Haus. Sie quartierte sich in einem iden Stadteil bei einem älteren Ehepaar ein, das einen sehr besseren Eindruck machte, und dem sie gegen freie Kost und Wohnung die Verpflegung bezorgte. Sie stellte sich bald heraus, daß diese Leute zur Camorra gehörten, und daß allerhand fragwürdige Pöbel zu ihnen kam.

Sie litt unglücklich unter der Trennung, sprach mit niemandem ein Wort, mürgte alles in sich hinein, und Frieder und schlaflose Nächte zerrütteten ihre Kraft. Auf einmal war es

mit ihrer Haltung vorbei. Die übermenschliche Duldbarkeit rührte sich, und beim ersten schwachen Nachgeben und Nachlassen kürzte alle gefangenen Nachgeister heraus. Punkte und wirre Vorstellungen tauchten in ihr auf; sie wollte sich töten, aber sie lebte ganz und gar in ihm, in Francesco, also mußte sie vor allem ihn töten. Dieser würde Regen anterte sich in ihr fest, und es war ihr, als hätte sie einen Befehl bekommen oder ein heiliges Gebot.

In diesem Traum- und Irrealzustand verlebte sie sich mehrmals nachts in der Nähe von Francescos Wohnung und nahm eine Art Vorfänger mit, den sie von ihrem Vater geerbt hatte. Francesco kam auch ein paarmal an ihr vorbei, immer allein und in sich verankert. Aber sie fand nie den Mut, und mußte endlich, das sie nie den Mut finden würde. Es gab immer einen Augenblick, in dem sie drauf und dran war, sich Francesco, von der Liebe überwältigt, zu Füßen zu werfen.

Und doch mußte eine Entscheidung fallen. Es war zu grauenvoll, nicht leben und nicht sterben zu können.

Ihre Wirtsleute, die sehr gern erfahren wollten, was es für eine Bewandnis mit ihr habe, drangen oft mit Fragen in sie. Einmal machte sie Andeutungen, die Leute begriffen nicht, warum sie vor so einem einfachen Ding ein solches Wesen mache, und hellten ihr am Abend zwei Herren vor, die gegen Zahlung von 50 Lire sich ein Vergnügen daraus machen wollten, einen beliebigen Menschen um die Ecke zu bringen. Antoinetta taute:

„Gut, unter der Bedingung, daß es jetzt, sofort, in diesem Augenblick geschieht.“

Da die Herren für den Abend nichts Besseres vor hatten, so machten sich die drei auf den Weg und ermarketen Francesco in einer menschenleeren Straße, durch die er kommen mußte.

Francesco ließ sich nicht warten, so daß die Camorristen bereits nach der Uhr sahen. Endlich kam er, sichtbar angebeizert, obgleich er sonst niemals trant.

„Da ist er —“, flüschte Antoinetta, klappernd vor Angst, als sie ihn sah.

Als er nur noch fünf Schritte von ihnen entfernt war und die beiden Herren gerade ihre Wästel tun wollten, küzte sich Antoinetta schreiend ihm entgegen.

„Rehre um, ich will nicht, ich will nicht!“

„Was willst du denn nicht?“ fragte Francesco. „Und wie heißt du denn überhaupt aus — wie?“

„Geh, geh, sie wollen dich töten!“

„Aber, mich?“ fragte Francesco, von dem der Nebel etwas zu weichen begann. „Wer denn — die beiden dort?“

Er zog schnell sein Messer. Die beiden Herren kamen heran und fragten höflich, ob sie etwa hörten, und ob sich Signora und Signore wieder vertragen, und ob die Signora glaube, daß es rätlich sei, ernste Männer wie sie zu diesen Wädeln zu benehnen.

„Ich kann nicht — ich kann ja nicht!“ schluchzte Antoinetta. Dann raffte sie sich zusammen und sagte wild:

„Geh weiter, Francesco, schnell! Schnell, bitte! Sonst — ein Wirt von mir, und es ist mit dir aus.“

Francesco benahm sich ziemlich toll. Er warf seinen Hut in die Luft, ranzte wie ein Herrlicher, fiel Antoinetta an den Hals, drückte den beiden Herren die Hände und gewann endlich die Sprache wieder:

„Antoinetta! Carina! Carucia! Zwei Leute hast du gemietet, um mich kalt machen zu lassen? Mich forscheren soll ich, sagst du, jetzt — Antoinetta, du bist ja eine großartige Person! Solcher Sachen muß man sich bei dir versehen? Willst du mich Lumpen denn noch? Willst du wieder bei mir bleiben? Ich kann's ja doch nicht mehr aushalten, laufe rum wie ein Hund!“

„Und Maddalena?“ fragte Antoinetta meidend vor Herzklopf.

„Ich hab die drei nächsten hinter sich. Ach Gott, das mit der Maddalena war doch bloß lo ein Trid!“

Er rief sie mit seiner ganzen Kraft an sich und küzte sie immer wieder.

Die beiden Herren bemerkten, ihnen werde ganz übel, und sie müßten entweder einen Schädel einschlagen oder einen Schnaps trinken.

Francesco lud sie in die nächste Osteria, wo die vier noch lange gemütlich zusammen saßen.

Worin liegt die seelische Widerstandsfähigkeit des deutschen Soldaten?

Diese Frage beantwortet ein Aufsatz eines Mitkämpfers, Erich Gerth, in der Monatschrift „Die Tat“ (Eugen Diederichs Verlag in Jena), aus dem wir im folgenden einige Stellen zum Abdruck bringen:

Wesentlich der Hälfte unserer kändlichen Bevölkerung bildet einen Umkreis, den man hervorheben muß. Jene freiwilligen, die mit „Deutschland über alles“ hürten, kamen weit jenseit von Deutschlands Hoch- und höheren Schulen, jedenfalls dürften es junge Menschen aus der Stadt gewesen sein, dem Landvolk liegt es etwas viel weniger. Das ist bedingt, schonft aber auch am allermeisten in „Stimmungen“. Sie haben außerdem einen schweren Schritt, die Menschen vom Lande, und sind auch innerlich nicht bewahrt, und ihre Gefühlslata ist einfach; auch sie aber tun ihre Pflicht nicht bloß, weil es befohlen ist, sondern weil sie sie

empfinden, weil sie den Sinn einsehen, und weil sie ihre Pflicht wollen.

Dabei darf das zum Teil gereiztere Lebensalter der Truppen als ein weiterer wichtiger Faktor nicht vergessen werden. Nicht umsonst sind die Reformen und Landwehren, bei aller Anerkennung für den guten Willen der Kriegsteilnehmer, von den Führern besonders geliebt. Ihre Stimmung ist leicht, ist reif, und gerade die Ruhe, das unangeregtere Wesen trägt zu dem Eintraten eines reifen Volkes, den man da draußen so stark erhält, viel bei. Diese Familienmutter wissen, was sie zu verlieren haben, und sie haben mehr zu verlieren als manche ganz jungen Leute, die den Wert des Lebens noch nicht kennen, denen dieser Krieg vielleicht das erste Sinesistren mit realer Leben, und nun gar in ein so erhöhtes Leben bedeute: die oft auch wohl etwas Abenteuerernde mitbrachten, jedenfalls froh waren, etwas zu „er-

leben“. Darauf legen Landwehren weniger Wert. Aber um so tiefer sind sie von der Notwendigkeit durchdrungen, um dementwillen sie da draußen sein; sie erit wissen ganz, was es zu verteidigen gilt. Sie entschärfen aber auch mehr Besonnenheit, Besonnenheit, denn sie sind älter und an eine geordnete Hauslichkeit gewöhnt. Bismard hat einmal gesagt: „Für Eroberungen und Genossenschaft sind unsere Landwehren, unsere Familienmutter nicht da; sie würden sich wehren wie die Bären, wenn sie im Lager angegriffen werden, aber sie werden ebenbürtig wie die Bären erobern wollen.“ In der Tat, sie sehen: den Krieg durchaus als Verteidigungskrieg.

Und das Bewußtsein dieser guten Sache verhilft ebenfalls zu einer gewissen Unheimlichkeit und hilft manchen tragen. Dazu kommt das Gefühl des guten Fortschritts dieser Sache; denn kein Mensch zweifelt draußen,

